

Ulrich Gebhard

Kind und Natur

Die Bedeutung der Natur für die
psychische Entwicklung

4. Auflage

Kind und Natur

Ulrich Gebhard

Kind und Natur

Die Bedeutung der Natur für die
psychische Entwicklung

4. Auflage

Prof. Dr. Ulrich Gebhard
Universität Hamburg, Deutschland

ISBN 978-3-658-01804-7
DOI 10.1007/978-3-658-01805-4

ISBN 978-3-658-01805-4 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden 1994, 2005, 2009, 2013

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

1	Einleitung	9
2	Die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt	14
2.1	Ein dreidimensionales Persönlichkeitsmodell als Bezugsrahmen	14
2.2	Zur Psychoanalyse der nichtmenschlichen Umwelt	17
2.2.1	Verbundenheit zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt	18
2.2.2	Differenzierung und das Bedürfnis nach „Objekten“	22
2.2.3	Die Situation bei Erwachsenen	27
2.3	Der Mensch als „animal symbolicum“	28
2.4	Übergangsobjekte und Symbolisierung	33
2.5	Zur Entsprechung von innerer Natur und äußerer Natur: Naturverhältnis und Selbstverhältnis.	38
3	Aspekte des Naturbegriffs	40
4	Die Beseelung der Natur	50
4.1	„Johann, der Spitzwegerich“	50
4.2	Animistisches und anthropomorphes Denken bei Kindern	51
4.3	Abbau der animistischen Denkhaltung durch Erziehung und Schule	58
4.4	Psychoanalytische Betrachtungen: Primärer Narzissmus und Naturbeseelung	60
4.5	„Subjektivierung“ und „Objektivierung“	63
4.6	Bewusster Umgang mit Anthropomorphismen	66
5	Zur Funktion von Naturerfahrungen in der Kindheit	74
5.1	„Brauchen“ Kinder Natur?	74
5.2	Beobachtungen und Befunde zu Naturerfahrungen in der Kindheit	76
5.3	Angst vor und in der Natur	87
5.4	Brache als Spiel- und Erlebnisraum für Kinder	90
5.5	Zum Zusammenhang von Natur- und Sozialerfahrungen	99
6	Zur Bedeutung der Naturästhetik	102
7	Naturerfahrung und Gesundheit	108
7.1	Natur als Therapie?	108
7.2	Ausgewählte empirische Befunde	109

7.3	Natur als salutogenetischer Faktor: Symbolische und psychodynamische Valenzen von „Natur“	112
8	Naturerfahrung und Umweltbewusstsein	115
9	Anthropologisch-biologische Aspekte des Mensch-Natur-Verhältnisses	121
10	Kinder und Tiere	129
10.1	Die emotionale Bedeutung von Tieren	129
10.2	Empirische Hinweise	134
10.3	Welche Tiere werden von Kindern besonders geschätzt?	141
10.4	Die besondere Beziehung von Mädchen zu Pferden.	147
10.5	Welchen Begriff haben Kinder vom Tier?	152
10.6	Tierquälerei	160
10.7	Therapie mit Tieren	164
10.8	Zum Problem der Anthropomorphisierung von Tieren	168
11	Angst und Ekel vor Tieren	170
11.1	Bei welchen Tieren verspüren Kinder Angst und Ekel?	170
11.2	Angeborene Dispositionen für Angst vor Tieren	179
11.3	Psychoanalytische Erklärungsansätze	183
11.4	Bemerkungen zum Ekel	187
11.5	Zum pädagogischen Umgang mit Angst und Ekel	191
12	Kinder und Pflanzen	196
12.1	Das Interesse von Kindern an Pflanzen	197
12.2	Zur Lebendigkeit von Pflanzen in der kindlichen Vorstellung	201
12.3	Zur emotionalen Bedeutung von Pflanzen	203
12.4	Anthropomorphes Verständnis von Pflanzen	207
13	Kind und Tod	211
13.1	Tod, Verdrängung und lebendige Natur.	211
13.2	Tot oder lebendig? Zum Lebensbegriff von Kindern	213
13.3	Das kindliche Todesverständnis	219
13.4	Angst vor dem Tod	228
13.5	Formen kindlicher Trauer	231
13.6	Zum pädagogischen Umgang mit dem Thema Tod und Sterben	235
14	Zur Wahrnehmung und psychischen Verarbeitung der Umweltzerstörung ..	238
14.1	Angst, Verdrängung, Gelassenheit. Reaktionsweisen auf die ökologische Krise	238
14.2	Empirische Befunde zu Umweltängsten bei Kindern	240

14.2.1	Angst und Bedrohung: Wahrnehmung der Umweltsituation in den 80er Jahren	240
14.3	Zukunftsoptimismus und Pragmatik: Die Wahrnehmung der ökologischen Situation heute	242
14.4	Kinder und Umweltzerstörung – psychodynamische Überlegungen	246
14.4.1	Die Wahrnehmung der Umweltsituation und die Angst davor wird abgewehrt . .	246
14.4.2	Die Umweltzerstörung hat psychische Folgen, auch wenn sie nicht bewusst wahrgenommen wird	249
14.4.3	Identifikation mit Naturphänomenen	252
14.4.4	Die Bedeutung von ökologischem Wissen	253
14.4.5	Exkurs: Todesverdrängung und Umweltzerstörung	257
14.4.6	Die ökologische Krise beeinflusst das Verhältnis zwischen den Generationen. . .	262
15	Ein Gespräch über Bäume	268
	Literatur	276

1 Einleitung

*Wir sind so gern in der Natur, weil diese keine Meinung über uns hat.
(Friedrich Nietzsche)*

*Natur ist für mich, wenn die Vögel singen, die Sonne scheint, und wenn es ab und zu auch mal regnet, wenn man baden gehen kann, die Bäume schön blühen, wenn überall Nester drauf sind – das stell, ich mir unter Natur eigentlich vor.
(Stefan, 7 Jahre)*

Angesichts der ökologischen Situation und der öffentlichen Diskussion darüber ist es keine Frage mehr, dass der Mensch als Teil der Natur unmittelbar im materiellen, biologisch-ökologischen Sinn mit dem Zustand der Natur verknüpft ist und dass die Zerstörung der Natur auch die konkreten materiellen Lebensbedingungen der Menschen einschränkt und die Gesundheit gefährdet (Gundermann 1997). Luftverschmutzung, Wasserzustand, Waldsterben, Gifte in Nahrungsmitteln sind hierfür nur Stichworte. Gerade Kinder leiden daran im auch medizinischen Sinne in besonderer Weise.

Darum geht es in diesem Buch nicht. Es geht vielmehr um die psychische Seite dieses grundlegenden ökologischen Zusammenhangs, und zwar, wie er sich in der Entwicklung von Kindern darstellt. Schon Alexander von Humboldt wollte bei der Erforschung der Natur „nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen“, sondern hatte die Vorstellung, die Natur auch so zu erforschen, „wie sie sich im Inneren der Menschen abspiegelt“ (Humboldt, o.J.). Dass äußere Natur psychisch wirksam ist, also eine Bedeutung auch für die psychische Entwicklung hat – so der Untertitel des vorliegenden Buches –, ist nur auf den ersten Blick eine triviale Aussage. Auf den zweiten Blick entpuppt sie sich nämlich als eine Fragestellung, die in besonderer Weise der Erklärung und Differenzierung bedarf. Vor allem wissen wir wenig darüber, von welcher Art und Qualität die nichtmenschliche „äußere Natur“ sein sollte, um die Entwicklung der „inneren Natur“ des Menschen zu fördern. Darüber, wie die menschliche Umwelt in den ersten Lebensjahren aussehen sollte, wissen wir mehr, beispielsweise, dass dazu eine haltende Atmosphäre (Winnicott 1974) und verlässliche Bezugspersonen (Spitz 1954) gehören.

Dieses Buch behandelt die Frage, welche Bedeutung „Natur“ im Leben von Kindern bis etwa zur Pubertät hat. Dazu werden theoretische Annahmen und empirische Forschungsergebnisse zusammengetragen, und es wird diskutiert, wie sich äußere lebendige Natur psychisch vermittelt und auch, wie sich ein entsprechender Mangel auswirkt. Diese Fragestellung enthält dreierlei Implikationen:

1. Erstens eine phänomenologische: Welchen Naturphänomenen wenden sich Kinder zu, welche bevorzugen sie, von welchen wenden sie sich ab, vor welchen haben sie Angst, usw. Es geht bei diesen Überlegungen um den Bezug zur äußeren Natur. Das kindliche Verhältnis zur eigenen Natur, das Verhältnis zum Körper beispielsweise, wird hier nicht behandelt. Es

geht um äußere lebendige Naturphänomene, also Dinge, mit denen sich die Biologie befasst (zum Naturbegriff siehe Kapitel 3).

2. Zweitens eine psychologische: Welche innere, psychische Bedeutung haben äußere Naturphänomene? Hierbei wird untersucht, in welcher Weise „Natur“ psychodynamisch als Symbol verwendet wird und wirkt. Dieser Aspekt der Fragestellung, nämlich wie sich Natur symbolisch „im Inneren der Menschen abspiegelt“ (Humboldt), ist das zentrale Thema dieses Buches, wobei auch darzulegen und zu begründen sein wird, dass „Natur“ tatsächlich in psychischer (und nicht nur in biologisch-ökologischer) Hinsicht für den Menschen bedeutsam ist (siehe vor allem Kapitel 2). Wegen des besonderen Stellenwerts der frühen Kindheit, mit deren Verständnis auch spätere Lebensabschnitte besser verstanden werden können, steht dabei die Situation von Kindern im Mittelpunkt.
3. Drittens schließlich ist die Fragestellung auch von praktischer Bedeutung. Das gilt für die Familienerziehung gleichermaßen wie für andere Bereiche: vom Kindergarten über Stadt- und Landschaftsplanung bis zum Biologieunterricht in den Schulen. Die Frage nach „Naturbeziehungen“ ist bedeutsam für den Städtebau, die Landschaftsplanung, die Architektur von öffentlichen wie privaten Gebäuden, für therapeutische Anwendungen wie tiergestützte Therapie oder Gartentherapie. Sie ist auch wichtig für die Reflexion der psychischen Bedingungen für den Naturschutz.

Das kindliche Verhältnis zur Natur soll dabei nicht vorschnell unter dem Blickwinkel pädagogischer oder anderer anwendungszogener Ziel- und Wunschvorstellungen betrachtet werden. Das Thema „Kind und Natur“ ist zwar für die Pädagogik von Belang, es wird hier jedoch primär als ein psychologisches behandelt, das das Verhältnis von Kind und lebendiger Natur beleuchtet und erst sekundär auf Anwendungsfelder bezogen wird. An geeigneten Stellen wird allerdings auch auf praxisbezogene Implikationen und Konsequenzen hingewiesen. Die Frage, welche psychische Bedeutung Naturphänomene in der kindlichen Entwicklung haben, ist gerade für diejenigen relevant, die im Hinblick auf das Verhältnis zu und das Interesse für Natur pädagogisch wirken wollen. Für die Umwelterziehung und den Biologieunterricht beispielsweise ist es von zentraler Bedeutung, die psychologischen Bedingungen zu verstehen, die der (auch kognitiven) Beschäftigung mit Natur beziehungsweise auch Naturwissenschaft zugrunde liegen. Insofern soll die vorliegende Studie auch für solche Belange eine Grundlage sein. Bereits in den fünfziger Jahren hat Plötz (1970) hierzu ein kleines lesenswertes Bändchen vorgelegt, das vor dem Hintergrund theoretischer Annahmen vor allem von Piaget psychologische Beobachtungen als Grundlage der „Naturkunde in der Volksschule“ zusammenstellt. Plötz legt seine Ausführungen entwicklungspsychologisch (im Sinne einer Phasenlehre) an und überlegt, „welche Interessen und welche Weisen der Gegenstandserfassung“ im Hinblick auf die Gegenstände des naturkundlichen Unterrichts in den Kindern „jeweils zur Entfaltung drängen“ (Plötz 1970, S. 7). Eine solche „Entwicklungspsychologie“ wird hier nicht versucht. Vielmehr werden einzelne zentrale Aspekte des kindlichen Naturbezugs vor dem Hintergrund theoretischer Vorannahmen reflektiert und miteinander in Beziehung gesetzt.

In dem vorliegenden Band geht es vor allem um den emotionalen Bezug zur Natur und nicht so sehr um das (kognitive) Interesse an Natur beziehungsweise an naturwissenschaftlichen Themen, wenngleich natürlich beide Aspekte letztlich zusammengehören und aufeinander bezogen werden müssten (vgl. Gebhard 1988a, 1988b; Löwe 1987). Es geht also eher um die Beziehung (beispielsweise) zu Heimtieren oder zu Pflanzen als um das Interesse an (beispielsweise) Photosynthese oder Evolutionslehre. Die Fragestellung, welche psychische Funktion beziehungs-

weise welchen Stellenwert (äußere) Naturphänomene für Kinder haben, ist zunächst auch abgekoppelt von der Absicht, ihnen etwas beizubringen. Es gilt zunächst, sie zu verstehen. Diese Eingrenzung hat allerdings den Vorzug, dass die kindliche Beziehung zu Naturphänomenen (Tiere, Pflanzen, Wälder, Wiesen, zerstörte Umwelt) zunächst als ein Thema behandelt werden kann, das eine grundlegende Frage menschlichen Lebens betrifft, nämlich das psychische Verhältnis des Menschen zur Natur – eine Frage, die in der traditionellen Psychologie lange Zeit nicht einmal gestellt wurde (siehe Kapitel 2).

Es kommt also vor jeder politischen oder umwelterzieherischen Zielsetzung darauf an, zu erkunden und zu sehen, welche Beziehung Kinder überhaupt zu lebendigen Naturphänomenen haben. Kinder machen nämlich Erfahrungen mit der Natur unabhängig von jeder pädagogischen Einflussnahme. Sie spielen im Wald, klettern auf Bäume, bauen sich Buden, kümmern sich um ihre Katze oder gießen Blumen, haben aber auch Angst vor bellenden Hunden, vor Spinnen, ekeln sich vor Würmern, sind traurig angesichts des Todes eines Heimtieres. Kinder machen auch dann Erfahrungen mit der Natur, wenn diese – wie in den „unwirtlichen Städten“ (Mitscherlich 1965) – zerstört oder nur reduziert oder verkümmert vorhanden ist. Auch hier gibt es (beispielsweise) Hinterhöfe, Insekten, Pflasterritzenvegetation, Hunde.

Ein Anliegen dieses Buches ist es somit, Beobachtungen und Befunde darüber zusammenzustellen, welche psychische Bedeutung Naturphänomene im Leben der Kinder haben. Die Daten, die es hierzu gibt, stammen aus den verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen (zum Beispiel Architektur, Forstwissenschaft, Landespflege, Gartenbau, Städteplanung, Tiermedizin, Ethologie, Ethnologie, Medizin, Psychologie, Psychotherapie, Soziologie, Biologie, Erziehungswissenschaft, Didaktik). Die Aufgabe besteht also zunächst darin, diese sehr verstreut vorliegenden Befunde systematisch zu sammeln und aufeinander zu beziehen. Darüber hinaus werden diese Beobachtungen und Befunde theoretisch reflektiert und eingeordnet. Das Thema „Kind und Natur“ wird dabei auch als ein Kapitel der Umweltpsychologie behandelt. Vor allem vor dem theoretischen Hintergrund der Psychoanalyse wird versucht, die vielfältigen, zum Teil widersprüchlichen Befunde zum Verhältnis von Kindern zu Naturphänomenen zu systematisieren. Vieles spricht dafür, dass das menschliche Verhältnis zur Umwelt und zur lebendigen Natur in weiten Teilen unbewusst ist (vgl. Ittelson u.a. 1977); insofern kann die Psychoanalyse, die sich systematisch mit dem Unbewussten befasst, einen geeigneten begrifflichen Rahmen bieten, Aspekte des menschlichen Verhältnisses zur Natur zu beschreiben. So soll im folgenden auch versucht werden, die Psychoanalyse für ökopsychologische Fragestellungen zu erschließen. Dass das menschliche Verhältnis zur Natur im wesentlichen als ein unbewusstes angesehen werden muss, wird übrigens sowohl in der Umweltpolitik (Steurer 1998) als auch in der Umweltpädagogik zwar gesehen, aber viel zu wenig beachtet. Sonst könnte nämlich der Stellenwert rationaler Einsicht in beiden Feldern nicht so überschätzt werden. Nun hat sich die Psychoanalyse (bislang) vor allem mit der Genese und Dynamik intra- und interpsychischer Prozesse beschäftigt und nur wenig mit der psychischen Funktion der nichtmenschlichen Umwelt. Unter „Objekten“ werden im Rahmen der Psychoanalyse immer Personen verstanden. Deshalb wird, bevor wir ab Kapitel 4 zur psychischen Bedeutung von einzelnen Naturphänomenen kommen, zunächst ein theoretischer Rahmen darüber geschaffen, welche Bedeutung überhaupt die nichtmenschliche Umwelt in der psychischen Entwicklung hat. Auf der Grundlage dieser theoretischen Vorklärungen können dann einzelne Aspekte des kindlichen Naturbezugs behandelt werden.

Zum Aufbau des Bandes

Zunächst wird die Frage behandelt, welche psychische Bedeutung die nichtmenschliche Umwelt (im Unterschied zur menschlichen) hat (Kapitel 2). Es werden Grundannahmen der ökologischen Psychologie und Positionen der Psychoanalyse zusammengestellt und zum Teil miteinander verknüpft. Dabei werden zusätzlich über die Psychoanalyse hinausgehend symboltheoretische Grundannahmen expliziert. Diese Überlegungen haben im Gesamtzusammenhang des Buches die Funktion, die Annahme, dass „Natur“ auch psychisch bedeutsam ist, theoretisch zu fundieren. Nur so können nämlich im weiteren plausible Annahmen darüber formuliert werden, welchen psychischen Wert einzelne Naturphänomene haben. Eine besondere Rolle wird dabei der Ansatz von Searles spielen, außerdem symboltheoretische Ansätze.

Oft wird, wenn es um die Bedeutung von Naturerfahrungen geht, der Begriff „Natur“ gleichsam als Zauberformel oder geradezu als Werbeträger benutzt, was „Natur“ sozusagen vor jeder Reflexion als „gut“ erscheinen lässt. Um dieser Gefahr zu entgehen, werden in Kapitel 3 einige Aspekte des Naturbegriffs zusammengestellt. Dabei wird der ästhetisch-symbolische Aspekt des Naturbegriffs als für unsere psychologische Fragestellung besonders geeignet herausgestellt.

Das 4. Kapitel dient der Reflexion des Phänomens, dass Kinder dazu neigen, Naturphänomene animistisch zu besetzen, zu beseelen; vor allem Tiere und ihre Verhaltensweisen werden oft auf anthropomorphe Weise interpretiert. Die „Beseelung der Natur“ wird vor dem Hintergrund der im 2. Kapitel entfalteten Zusammenhänge über die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt, empirischen Animismusstudien und psychoanalytischer Annahmen zum primären Narzissmus auf eine neue Weise interpretiert. Als Ergebnis wird damit ein neuer, reflektierter Umgang mit Anthropomorphismen nahegelegt, der anerkennt, dass in Anthropomorphismen nicht nur ein (manchmal unangemessenes) Verständnis von Naturphänomenen, sondern auch eine emotionale Beziehung zu ihnen zum Ausdruck kommt, die ihrerseits auch eine Bedingung sowohl für Erkenntnis als auch Anerkenntnis von Natur ist.

Im 5. Kapitel werden zahlreiche Untersuchungen darüber zusammengetragen, welchen psychischen Wert Naturerfahrungen in der Entwicklung von Kindern haben. Es geht dabei um die These, dass Kinder auf das Fehlen von natürlichen Elementen auch seelisch besonders empfindlich reagieren beziehungsweise positiv formuliert, dass Naturerfahrungen für Kinder psychisch besonders stimulierend sind.

Im 6. Kapitel geht es um die kontrovers diskutierte Frage, welche Bedeutung das „Naturschöne“ bereits für Kinder hat. Ausgehend von Kants These, dass eine Versenkung in die als schön empfundene Natur gleichsam zu einer Veredelung des Menschen führe, wird unter Berücksichtigung von empirischen Befunden die für Kinder zentrale Funktion des aktiv-handelnden Umgangs mit der Natur mit naturästhetischen Kategorien in Beziehung gebracht.

Immer wichtiger werden im Naturdiskurs gesundheitsbezogene Argumente. Der Zusammenhang von Naturerfahrung und psychischer wie physischer Gesundheit wird im 7. Kapitel behandelt. Auch hier kann auf eine Vielzahl von empirischen Studien zurückgegriffen werden. Die gesundheitsförderliche Wirkung von Naturerfahrungen wird interpretiert vor dem Hintergrund des Konzepts der Salutogenese.

Häufig wird eine Verbindung (vor allem in der sogenannten Erlebnispädagogik) hergestellt zwischen positiv getönten Naturerfahrungen und einer besonderen Wertschätzung von Natur. Dieser Zusammenhang von Umweltbewusstsein und Naturerfahrung wird im 8. Kapitel be-

handelt. Dabei wird die besondere Bedeutung intuitiver und emotionaler Zugänge zur Natur theoretisch ausgeleuchtet.

Im Anschluss daran werden einige anthropologische und evolutionsbiologische Vorstellungen bzw. Argumente für die Notwendigkeit von Naturerfahrungen kritisch diskutiert (Kapitel 9). In den folgenden Abschnitten geht es dann um konkrete Naturphänomene: Tiere (Kapitel 10) und Pflanzen (Kapitel 12). Befunde aus den unterschiedlichsten Bereichen werden zusammengetragen, um den Wert von Pflanzen und Tieren im kindlichen Leben zu beschreiben. Kapitel 11 widmet sich dem Thema „Angst und Ekel vor Tieren“, wobei vor dem Hintergrund von empirischen Studien über die Objekte der Angst und des Ekels einerseits und der psychoanalytischen Angsttheorie und einigen Anmerkungen zum Phänomen des Ekels andererseits auch einige Thesen zum (pädagogischen) Umgang mit Angst und Ekel entwickelt werden.

Man kann sich nicht mit der lebendigen Natur befassen, ohne dass dabei das Gegenteil – der Tod – zumindest unbewusst ständig ist. Deshalb wird in Kapitel 13 das kindliche Todesverständnis thematisiert; ebenso werden kindliche Formen von Trauer reflektiert. Diese Ausführungen dienen zugleich als Grundlage für Kapitel 14, in dem über kindliche Vorstellungen, Wahrnehmungen und Verarbeitungsformen der Umweltzerstörung, des „Sterbens der Natur“, nachgedacht wird. In der Tendenz lassen die Befunde den Schluss zu, dass Kinder den Zustand der äußeren Natur wahrnehmen beziehungsweise spüren und dass sie damit auch Angst verbinden. In einem längeren abschließenden Abschnitt wird versucht, die Befunde zur Wahrnehmung der Umweltzerstörung unter Bezugnahme auf die psychoanalytische Verdrängungslehre, der Umweltbewusstseinsforschung und pädagogischen Möglichkeiten zu reflektieren. Es wird sich dabei zeigen, dass Kinder aufgrund ihrer Sensibilität gegenüber der menschlichen und nichtmenschlichen Umwelt sehr deutliche Hinweise geben, welche (seelischen) Folgen die Distanzierung und Entfremdung von der Natur hat. Ein Anliegen des vorliegenden Buches ist es, über diese Signale nachzudenken.

Gewissermaßen als Schlusswort wird am Ende des Buches ein Kindergespräch über Bäume in einigen Auszügen vorgestellt und vor dem Hintergrund der Gedanken aus den verschiedenen Kapiteln des ganzen Buches zum Verhältnis von Kindern zur Natur interpretiert.

2 Die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt

2.1 Ein dreidimensionales Persönlichkeitsmodell als Bezugsrahmen

Die Persönlichkeit des Menschen wird in den meisten psychologischen Schulen als das Ergebnis der Beziehung zu sich selbst und der Beziehung zu anderen Menschen verstanden. In der jeweils aktuellen Persönlichkeitsstruktur verdichten sich nach dieser Auffassung die Erfahrungen mit sich selbst und den anderen; die nichtmenschliche Umwelt – also Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Natur, Landschaft, Bauten – spielen in einem solchen zweidimensionalen Persönlichkeitsmodell (vgl. Krampen 1987) keine oder jedenfalls nur eine untergeordnete Rolle.

In zweidimensionalen Persönlichkeitsmodellen hängt nämlich die psychische Entwicklung vor allem von der Art und Qualität der menschlichen Umwelt ab. Wie wichtig beispielsweise feste Bezugspersonen für die Persönlichkeitsentwicklung in der (frühen) Kindheit sind, ist inzwischen unbestritten. Die Erfahrungen, die Kinder in den ersten Lebensjahren mit vertrauten Bezugspersonen machen, bestimmen wesentlich die Persönlichkeit und auch, mit welcher Tönung und Qualität die Welt wahrgenommen wird. Erikson (1968) hat dafür den Begriff „Urvertrauen“ eingeführt. Macht das Kind die Erfahrung, dass es geliebt und gewollt, dass es gehalten wird, so sind das gute Bedingungen für ein von Vertrauen geprägtes Verhältnis zur Welt, zu anderen Menschen und auch zu sich selbst. Das Winnicottsche Konzept des „Haltens“ akzentuiert genau diesen Gedanken (Winnicott 1974). Wie wichtig eine „haltende“ Atmosphäre gerade in frühester Kindheit ist, zeigen die systematischen Untersuchungen von Spitz (1954): Er beobachtete in Säuglingsheimen, in denen die Säuglinge gut und korrekt versorgt wurden, die Folgen von unzureichender seelischer Zuwendung. Vor allem das Fehlen einer festen Bezugsperson führte zu starken psychischen und somatischen Beeinträchtigungen und Entwicklungsrückständen.

Die Bedeutung der menschlichen Umwelt soll, auch wenn sich dieses Kapitel schwerpunktmäßig mit der nichtmenschlichen Umwelt befasst, keineswegs bestritten werden. Im Gegenteil: Der Mensch als soziales Wesen kann nur vor dem Hintergrund seiner gemeinsamen Geschichte mit personalen „Objekten“ verstanden werden.

Nun leben die Menschen aber nicht allein auf der Welt. Sie leben vielmehr in einer Welt, in der es weitaus mehr nichtmenschliche „Objekte“ gibt als menschliche. Mehr noch: Der Mensch ist als Teil und Gegenüber der Natur (vgl. Kattmann 1997) untrennbar mit all diesen nichtmenschlichen Objekten verbunden. Während es bezüglich der biologisch-ökologischen Verflochtenheit des Menschen mit der nichtmenschlichen Natur angesichts der ökologischen Krise keine Zweifel mehr geben kann, suggeriert ein zweidimensionales Persönlichkeitsmodell, dass man sich die psychische Genese der menschlichen Persönlichkeit unabhängig von der nichtmenschlichen Umwelt vorstellen könne.

Dabei hat bereits Hellpach – sozusagen als erster Umweltpsychologe – diesen Zusammenhang thematisiert und versucht, eine allgemeine „Geopsychologie“ (Hellpach 1911) zu begrün-

den. Auch Piaget und Inhelder (1971) unterstreichen explizit, dass und wie sehr die seelische Entwicklung von Kindern auch durch die dingliche und räumliche Umgebung, und eben nicht nur von der sozialen Umgebung beeinflusst wird. Von Dürckheim vertritt die Auffassung, dass Selbst- und Welterfahrung auf sehr subtile Weise zusammenhängen und kaum voneinander getrennt betrachtet werden können:

Zwischen dem lebendigen Selbst und seinem Raum besteht ein konkretes Sinnverhältnis; denn das lebendige Selbst und der gelebte Raum stehen zueinander im Verhältnis der Verwirklichung (v. Dürckheim 1931, S. 473).

Wie sehr das menschliche Leben nur in Korrespondenz mit den Dingen der Umwelt sich vollzieht, unterstreicht auch Heidegger:

Die Frage: Was ist ein Ding? ist die Frage: Wer ist der Mensch? Das bedeutet nicht, daß die Dinge zu einem menschlichen Gemächte werden, sondern heißt umgekehrt: Der Mensch ist als solcher zu begreifen, der immer schon die Dinge überspringt, aber so, daß dieses Überspringen nur möglich ist, indem die Dinge begegnen und so gerade sie selbst bleiben – indem sie uns selbst hinter uns selbst und unsere Oberfläche zurückschicken (Heidegger 1975, S. 2).

Rousseau hat in seinem erziehungsphilosophischen Werk *Emile* betont, daß der Mensch drei Erzieher braucht: die Natur, die Menschen und die Dinge.

Die Natur entwickelt unsere Fähigkeiten und unsere Kräfte; die Menschen lehren uns den Gebrauch dieser Fähigkeiten und Kräfte. Die Dinge aber erziehen uns durch die Erfahrung, die wir mit ihnen machen, und durch die Anschauung (Rousseau 1978, S. 10).

Besonders bedeutsam sind die Dinge im Emileschen System der Erziehung übrigens in der zweiten Phase der Kindheit (bei Rousseau vom 2. bis zum 12. Lebensjahr). In dieser Zeit sollen die Dinge, also die nichtmenschliche Umwelt, bei der Entwicklung des Kindes die Hauptrolle spielen. So formuliert Rousseau (1978, S. 63) als Erziehungsregel: „Haltet das Kind von den Dingen abhängig, und ihr werdet es naturgemäß erziehen.“

Seit den 60er Jahren versucht die Ökologische Psychologie (*environmental psychology*, Umweltpsychologie) der traditionellen „Umweltvergessenheit“ (Kruse 1983, S. 122) entgegenzuwirken. Mit der Ökologischen Psychologie ist das traditionelle zweidimensionale Persönlichkeitsmodell durch die dritte Dimension insofern erweitert, als dass die Wechselwirkung des Menschen auch mit der nichtmenschlichen Umwelt in den Blick gerät (vgl. Craik 1976). Während die traditionelle Psychologie die Umwelt letztlich für die psychischen Prozesse als unbedeutend oder jedenfalls als nachgeordnet betrachtet, versucht die Ökologische Psychologie, Person und Umwelt in eine systematische Beziehung zu setzen. Diese Sichtweise lenkt den Blick auch auf die natürliche und dingliche Umwelt des Menschen; Mensch und Umwelt sind also in dieser Perspektive gewissermaßen „Entwicklungspartner“ (Wolf 1995). Zweifellos ist diese neue Perspektive auch ein Effekt der ökologischen Krise, durch die die natürliche und dingliche Umwelt zunehmend gefährdet wird. Dem gedankenlosen Umgang mit der Umwelt entsprach insofern auch eine Umweltvergessenheit in der Psychologie.

Umwelt ist im Rahmen der Ökologischen Psychologie eine Kategorie für die Gesamtheit der relevanten Umgebung des Menschen, wozu Menschen und Dinge gleichermaßen gehören. Es wird davon ausgegangen,

daß der Mensch nicht ein passiver Reizempfänger, auch nicht ein psychologisch autonomes Wesen ist, sondern in einer dialektischen Spannung zu seiner Umgebung steht, mit ihr interagiert, sie formt und von ihr geformt wird (Ittelson u.a. 1977, S. 26).

Als ein entscheidender Grundgedanke muss in diesem Zusammenhang herausgestellt werden, dass das Verhältnis von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt, das Verhältnis von Mensch und Natur als ein Interaktionsgefüge, geradezu als eine Beziehung gedacht werden muss, und nicht als ein Verhältnis des mehr oder weniger unverbundenen Gegenüber. Dieser Beziehungsaspekt ist gerade im Hinblick auf die lebendige Natur grundlegend; er ist aber auch bedeutsam bei der unbelebten Natur, beispielsweise bei Landschaften, Gewässern oder Steinen. Interessant, aber hier nicht thematisiert, ist dabei die Beziehung zu technischen Gegenständen (Schwabe 1994, Turkle 1984). Bei der „Beseelung der Natur“ (Kapitel 4) und auch bei der Beziehung zu Tieren (Kapitel 10) und Pflanzen (Kapitel 12) wird der Beziehungsaspekt jedoch in ausgesprochener Weise zum Thema gemacht.

Die Beziehung, die wir zu unserer Umwelt haben beziehungsweise entwickeln, ist also entscheidend. Insofern hat das Subjekt sowohl Eigenschaften, die der Umwelt entstammen, als auch solche individueller Art. Ebenso, wie das Individuum auf der einen Seite Bestandteil seiner Umwelt ist (vgl. Ittelson u.a. 1977, S. 26f.), gibt es auf der anderen Seite keine materielle Umwelt, die nicht in persönliche und soziale Bezüge eingebettet wäre. Dieses Interaktionsgefüge ist mit dem besagten dreidimensionalen Persönlichkeitsmodell gut beschreibbar (siehe z.B. Hemmati-Weber 1992, Heubach 1987). Der Beziehungsaspekt wird besonders spürbar in Situationen, in denen wir „Atmosphären“ erleben. Bei Naturerlebnissen wird dies ausgesprochen deutlich. Bei Natur- und Landschaftserlebnissen erfahren wir nämlich sowohl uns selbst als auch die Natur. In Atmosphären fließen insofern Subjekt- und Objektanteile zusammen (Gebhard 2005). Böhme (1995) begreift die Atmosphäre als ein wesentliches Element der naturästhetischen Erfahrung; darauf wird im Kapitel zur Naturästhetik (Kap. 6) noch zurückzukommen sein.

Auch in der Aneignungstheorie von Leontjev wird die Gerichtetheit auf die auch nichtmenschliche Umwelt und vor allem die Notwendigkeit, sich mit ihr vertraut zu machen, betont. Der Begriff „Aneignung“ charakterisiert den Prozess der Wechselbeziehung mit der Umwelt und unterstreicht nicht nur, dass die (eben auch dingliche) Umwelt von entscheidender Bedeutung für die „Entwicklung des Psychischen“ (Leontjev 1973) ist, sondern auch, dass die psychische Aneignung eine aktive Tätigkeit ist, wodurch die Außenwelt psychisch repräsentiert wird (vgl. auch Graumann 1990, Jacob 1984, Nohl 1980, S. 26f.). Das Kind „paßt sich seiner Umwelt nicht einfach an, sondern macht sie sich zu eigen, das heißt, es eignet sie sich an“ (Leontjev 1973, S. 233). Dabei ist vor allem der Gedanke, dass erst durch die Aneignungstätigkeit die Objekte der Außenwelt psychisch repräsentiert werden, mit der psychoanalytischen Vorstellung der Entwicklung von Selbst- und Objektrepräsentanzen durchaus vergleichbar. Die Objektrepräsentanzen repräsentieren vor dem Hintergrund des oben angesprochenen Beziehungsaspekts nie nur die Objekte, sondern setzen und unentflechtbar damit verbunden die Interaktionen beziehungsweise die Interaktionserfahrungen zu diesen Objekten. Insofern sind die symbolischen Repräsentanzen der äußeren, phänomenalen Welt immer in gewisser Wei-

se „Beziehungsrepräsentanzen“ (Waldvogel 1997) oder „geronnene Interaktionserfahrungen“ (Lorenzer 1983).

Diese Repräsentierung von äußeren Objekten im inneren seelischen Geschehen ist nur als ein aktiver (symbolischer) Konstruktionsprozess zu verstehen, und in diesem Zusammenhang ist der Wahrnehmungsaspekt für die Bedeutung von Umweltelementen – menschlichen wie nicht-menschlichen – zentral wichtig (vgl. Hemmati-Weber 1993). Durch den sinnlichen Wahrnehmungsakt werden äußere Objekte gleichsam zu inneren Objekten. Diese Überführung von Außen nach Innen ist natürlich eine symbolische. Die seelischen Objektrepräsentanzen enthalten nicht lediglich das getreue Spiegelbild der äußeren Welt, sondern sind mit symbolischer Bedeutung, in der der besagte Beziehungsaspekt zu den Objekten verdichtet ist, gleichsam aufgeladen und – das ist besonders wichtig – beeinflussen auf diesem Wege auch das eigene Selbst, sind mithin identitätsbildend (Habermas 1996).

Diese in gewisser Weise konstruktivistische Version von Wahrnehmung kommt in dem Begriff der „Empfindung“ treffend zum Ausdruck:

Das Empfinden ist ein sympathetisches Erleben. Im Empfinden erleben wir uns in und mit unserer Welt. ... Die Beziehung des Ich auf seine Welt ist im Empfinden eine Weise des Verbunden-Seins, die von dem Gegenüber des Erkennens scharf zu unterscheiden ist (Straus 1956, S. 208).

Die psychische Wirksamkeit von nichtmenschlichen Umweltelementen wird also wesentlich ermöglicht durch die symbolische Repräsentanz unserer Welterfahrung oder besser: Weltbeziehung. Dadurch bekommt die symbolische Valenz der nichtmenschlichen Umwelt – in unserem Zusammenhang der Natur – eine wichtige Rolle. Deshalb werden in Kapitel 2.3 auch einige grundlegende symboltheoretische Überlegungen angestellt, und bei der Explikation des Naturbegriffs (Kapitel 3) wird der ästhetisch-symbolische Aspekt in den Mittelpunkt gestellt.

2.2 Zur Psychoanalyse der nichtmenschlichen Umwelt

Die Psychoanalyse ist geradezu ein klassisches Beispiel dafür, wie die Genese von Persönlichkeitsstrukturen (und -störungen) nur aus intra- und interpsychischen Prozessen abgeleitet wird, und nicht umsonst fordert Bachelard (1959) eine „Psychoanalyse der Objekte“, die er am Beispiel des Feuers durchdekliniert. In der Objektbeziehungstheorie der Psychoanalyse sind die relevanten „Objekte“, mit denen sich das Kind psychisch auseinandersetzen und die es psychisch repräsentieren muss, immer Menschen (vgl. z.B. Jacobson 1978). Die Psychoanalyse beschäftigt sich theoretisch und auch in ihrer therapeutischen Praxis vorwiegend mit der Analyse menschlicher Interaktionsprozesse und unterliegt damit einer problematischen Einengung, die sie freilich mit den meisten anderen psychologischen Schulen teilt und für die es historische Gründe gibt. Die ökologische Perspektive ist eben – und das nicht nur in der Psychologie – relativ neu.

Auch wenn es derzeit nicht gerade das Hauptparadigma der Psychoanalyse ist, sich mit der Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt zu befassen, sollen in diesem Kapitel einige psychoanalytische Gedanken hierzu entfaltet werden. Die Psychoanalyse könnte nämlich einen wichtigen Beitrag leisten zur Aufklärung der eben auch unbewussten Prozesse des mensch-

lichen Verhältnisses zur Natur beziehungsweise zur nichtmenschlichen Umwelt. Die Umwelt wirkt sich meistens auf einer nicht-bewussten Ebene aus. Erst bei Änderungen der Umwelt wird diese wieder bewusst wahrgenommen, weil neue Anpassungsprozesse nötig werden. Die Ökologische Psychologie beschäftigt sich mit der unbewussten Ebene nur am Rande, was auch daran liegt, dass sich die Psychoanalyse bisher nur wenig eingemischt hat. Angesichts des insofern auch fehlenden Zusammenhangs von Umweltpsychologie und Psychotherapie beklagt Keul (1995) zu Recht eine angesichts des Psychobooms „teure Innenweltgestaltung“, während die dingliche und eben auch krankmachende Umwelt (siehe Kapitel 14) als unveränderbar phantasiert wird.

Gewissermaßen nebenbei haben freilich immer wieder Psychoanalytiker auf die Bedeutung auch nichtmenschlicher Objekte hingewiesen: So unterschied zum Beispiel Balint (1972) zwischen „Oknophilen“ (Menschen, die beengte Verhältnisse bevorzugen) und „Philobaten“ (Menschen, die gern durch „freundliche Weiten“ schweifen). Mitscherlich (1965, 1971) machte auf die verheerenden psychischen Folgen der „unwirtlichen“ Städte aufmerksam (s. ausführlich Kapitel 5). Ihmzufolge braucht der Mensch „Lebensbedingungen, bei denen genügend dingliche Reize vorhanden sind, die zu (personenbezogenen) Objektbeziehungen herausfordern“ (Mitscherlich 1971, S.39). Winnicott (1951) entwickelte mit seiner Theorie der Übergangsobjekte sogar eine explizite Begrifflichkeit für das Verständnis der Bedeutung auch nichtmenschlicher Gegenstände, wobei diese Gegenstände bei Winnicott letztlich menschliche Objekte symbolisieren (siehe Kapitel 2.4).

Von diesen vereinzelt Hinweisen abgesehen gibt es meines Wissens nur einen einzigen konsistenten psychoanalytischen Ansatz, der die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt für die menschliche Persönlichkeitsentwicklung reflektiert. Es handelt sich dabei um die Arbeit von H. F. Searles (1960), der die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt in der normalen Entwicklung und in der von Schizophrenen untersucht hat. Diesen Ansatz nehme ich nun als Ausgangspunkt für die im folgenden zu entfaltenden psychoanalytischen Überlegungen zur Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt.

2.2.1 Verbundenheit zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt

Searles geht von einer grundlegenden „Verwandtschaft“ (*kinship*) des Menschen mit der nichtmenschlichen Umwelt aus und verweist dabei auf sehr allgemeine Phänomene, die zeigen, „that man is not an alien in his nonhuman environment but in kinship with it“ (Searles 1960, S. 5). Er bezieht sich dabei auf Erkenntnisse aus der Tierpsychologie, der Physiologie, Anatomie, Embryologie, deren Triftigkeit im einzelnen allerdings nicht immer einleuchtend erscheint. So ist es wohl kaum oder zumindest als ein nur sehr schwacher Hinweis für die erwähnte Verwandtschaft zu verstehen, dass alle lebenden Substanzen aus denselben chemischen Elementen zusammengesetzt sind.

Eine Verwandtschaft besteht Searles zufolge zwischen Mensch und nichtmenschlicher Umwelt bereits vor jeder konkreten psychischen Erfahrung oder Entwicklung. Diese Verwandtschaft konstituiert gewissermaßen den Rahmen, innerhalb dessen psychische Entwicklung einschließlich der Beziehung zu menschlichen Objekten sich vollziehen kann. Die psychische Existenz des Menschen ist insofern eine Funktion seiner nichtmenschlichen Umwelt. Die Hauptthese von Searles lautet:

[...] that the nonhuman environment, far from being of little or no account to human personality development, constitutes one of the most basically important ingredients of human psychological existence. It is my conviction that there is within the human individual a sense, whether at a conscious or unconscious level of relatedness to his nonhuman environment, that this relatedness is one of the transcendently important facts of human living, that – as with other very important circumstances in human existence – it is source of ambivalent feelings to him, and that finally, if he tries to ignore its importance to himself, he does so at peril to his psychological well-being (Searles 1960, S. 5f.).

Während des weitaus größten Teils seiner Geschichte war für den Menschen diese Verwandtschaft mit der nichtmenschlichen Umwelt selbstverständlich: Animistische Weltauffassungen gehen ja geradezu von einer entsprechenden Isomorphie von Mensch und Natur aus (vgl. Kapitel 4). Durch die christliche Religion und vor allem durch die Entwicklung der Naturwissenschaften ist dieser Zusammenhang jedoch überdeckt worden, was nicht nur zu einer Aufgabe animistisch-anthropomorphen Denkens geführt hat, sondern auch zu einer Vernachlässigung der nichtmenschlichen Umwelt.

Searles verweist auch auf die Bedeutung von nichtmenschlichen Umweltelementen für die psychische Gesundheit, ein Phänomen, das in therapeutischen Zusammenhängen längst zum Beispiel im Rahmen von Beschäftigungstherapien genutzt wird, ohne dass freilich die psychoanalytische Theorie dafür eine Begründung liefern könnte. Das gilt übrigens ebenso für die Arbeit mit kreativen Medien oder für die Bedeutsamkeit einer ansprechenden Naturumgebung eines Krankenhauses (vgl. Blume 1989, Schwertl 1989, Ulrich 1985).

Auch im alltäglichen Leben spielen nichtmenschliche Umweltelemente eine so offensichtliche Rolle, dass es in der Tat erstaunlich ist, dass die Psychoanalyse ihr Verstehensmodell nur oder vorwiegend auf die Analyse intra- und interpsychischer Prozesse gerichtet hat. Beispiele hierfür sind: Gartenpflege, die Liebe zu vertrauten Orten in der Natur, Sport, Haustiere, Zoo-besuche, Freude an Landschaften. Searles verweist weiter darauf, wie häufig nichtmenschliche Umweltelemente in der Kunst, der Poesie, in der Sprache der romantischen Liebe und vor allem – für die Psychoanalyse höchst bedeutsam – in Träumen vorkommen.

Vor dem Hintergrund dieser allgemeinen Hinweise, die die Relevanz der nichtmenschlichen Umwelt für die Persönlichkeitsentwicklung unterstreichen und die Aufforderung an die Psychoanalyse enthalten, ihr Theoriegebäude um diese Dimension zu erweitern, unternimmt Searles eben diesen Versuch: Er entwirft eine (neue) psychoanalytische Entwicklungslehre, die auf der Grundlage klassischer psychoanalytischer Theorieelemente (vor allem der Objektbeziehungs- und der Narzissmustheorie) reflektiert, welchen Einfluss die nichtmenschliche Umwelt auf die menschliche seelische Entwicklung hat.

In *Das Unbehagen in der Kultur*, einem seiner glänzendsten Essays, hält Freud zum Verhältnis von Ich und Welt folgende für unseren Zusammenhang grundlegende Gedanken fest:

(Das) Ichgefühl des Erwachsenen kann nicht von Anfang an so gewesen sein. Es muß eine Entwicklung durchgemacht haben, die sich begreiflicherweise nicht nachweisen, aber mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit konstruieren läßt. [...] Ursprünglich enthält das Ich alles, später scheidet es eine Außenwelt von sich ab. Unser heutiges Ichgefühl ist also nur ein eingeschrumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden

Gefühls, welches einer innigeren Verbundenheit des Ichs mit der Umwelt entsprach (Freud 1930, S. 424f.).

Dieses Gefühl der gleichsam allumfassenden Verbundenheit mit der Umwelt nennt Freud „ozeanisch“. In der ganz frühen Entwicklung des Kindes gibt es in der traditionellen psychoanalytischen Entwicklungslehre eine Phase, in der das Kind noch nicht zwischen dem „Selbst“ und den äußeren Objekten unterscheiden kann. Dieser Auffassung zufolge kann das Kind nicht zwischen Innen und Außen, Ich und Du, Subjekt und Objekt differenzieren, vielmehr muss man sich das subjektive Erleben als eine Fusion zwischen den genannten Faktoren vorstellen. Es handelt sich dabei um die frühkindliche primär-narzisstische Position, bei der das Kind sich verbunden fühlt mit den äußeren Objekten, womit freilich in dieser theoretischen Version nur menschliche Objekte gemeint sind. Spitz (1972) hat diesen Zustand des Neugeborenen „objektlose Stufe“ genannt und meint damit die Tendenz, im subjektiven Erleben mit den wichtigen menschlichen Objekten, in der Regel der Mutter, zu verschmelzen. Ein entscheidender Schritt ist in diesem Zusammenhang die Auflösung der symbiotischen Verschmelzung mit den primären Objekten, nämlich die Erfahrung und die Verarbeitung der realen Getrenntheit (von der Mutter). Damit ist die primäre Einheit aufgehoben: Das Selbst und die Welt der Objekte sind getrennt und finden psychisch ihren Niederschlag in Selbst- und Objektrepräsentanzen.

Es muss an dieser Stelle nicht ausführlich auf die einzelnen Merkmale dieser symbiotischen Phase eingegangen werden, zumal es eine Fülle von Literatur zu diesem Thema gibt (z.B. Mahler u.a. 1978). Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass in jüngster Zeit Zweifel an der Existenz einer solchen primären symbiotischen oder gar autistischen Phase (wie sie zum Beispiel von Mahler beschrieben wurde) geäußert wurden (vgl. Stern 1998). Konkrete Säuglingsbeobachtungen (Zusammenfassung bei Dornes 1993) zeigen, dass Kinder von Anfang an auf die „Objekte“ der Welt ausgerichtet sind, ohne jemals vollständig mit ihnen verschmolzen gewesen zu sein (vgl. auch Lichtenberg 1991). Zu erinnern ist in diesem Kontext auch an die Antriebslehre von Schultz-Henke (1951), demzufolge die sogenannte „Intentionalität“ die ontogenetisch früheste Äußerungsform menschlicher Triebhaftigkeit ist. Zusätzlich interessant ist noch, dass der „intentionale Antrieb“ im System von Schultz-Henke sowohl Menschen als auch Dingen gilt. Nach Stern sind bereits Säuglinge durchaus auf die wirkliche äußere Realität ausgerichtet und eine Verschmelzung von Subjekt und Objekt gibt es demzufolge nicht. Er bescheinigt ihnen sogar eine ausgezeichnete Realitätsprüfung (Stern 1998) – eine Fähigkeit, die vor dem Hintergrund der Annahme einer Fusion von Ich und Welt eigentlich nicht möglich wäre. Der Zustand eines reinen primären Narzissmus, ist insofern ein theoretisches Konstrukt, das sich in der Wirklichkeit zumindest nicht beobachten lässt.

Searles behauptet nun (im Anschluss an Piaget), dass die ursprüngliche – man müsste jetzt wohl hinzusetzen: relative – Einheit im subjektiven Erleben des Kindes nicht nur die primären Bezugspersonen betrifft, sondern eben alle Objekte, die nichtmenschliche Umwelt genauso wie die menschliche Umwelt. Das klingt in den grundlegenden Studien von Spitz bereits an:

Auf dieser Stufe kann das Neugeborene ein „Ding“ nicht von einem anderen unterscheiden; es kann ein (äußeres) Ding nicht von seinem eigenen Körper unterscheiden und es erlebt die Umgebung nicht als etwas, was von ihm getrennt ist (Spitz 1972, S. 54).

Die psychische Leistung, zwischen sich selbst und der nichtmenschlichen Umwelt zu differenzieren, ist nun Searles zufolge als ein entscheidender Entwicklungsschritt anzusehen, ähnlich wie die Lösung aus der symbiotischen Mutterbeziehung.

Prior to his reaching this degree of psychic structure, he experiences himself as being at one not only with his mother, but also with the nonhuman environment which falls within his ken (Searles 1960, S. 30).

Das Neue an diesem Gedankengang ist in der Tat grundlegend. Wenn es richtig ist, dass die Erfahrung, die das kleine Kind mit den primären Objekten macht, wesentlich die spätere Persönlichkeit, das Lebensgefühl, das Urvertrauen (oder wie immer man es nennen mag) bestimmt, dann wird eben dieses Lebensgefühl auch von der Art und Qualität der nichtmenschlichen Umwelt geprägt sein, wobei wir freilich wenig darüber wissen, welche Art von nichtmenschlicher Umwelt die kindliche Entwicklung eher fördert. Im Anfang ist unsere Heimat, sagt Winnicott (1990), und damit ist sehr treffend der hier gemeinte Zusammenhang verdichtet. Dieses basale Heimatgefühl konstituiert sich aus der Erfahrung der gelungenen und als befriedigend erlebten Beziehung zu den primären Objekten: Das sind Menschen, Gegenstände, Pflanzen, Tiere, Häuser, Landschaften, Steine usw. Es gibt auch den Wunsch, in eben diese Heimat zurückzukehren. In Bezug auf menschliche Objekte kennen wir das zum Beispiel aus Momenten der Verliebtheit; in Bezug auf nichtmenschliche Objekte kennen wir es beispielsweise aus intensiven Formen des Landschafts- und Naturerlebens. Es bleibt eine lebenslange psychische Aufgabe, zwischen dem Selbst und der Welt der Objekte zu unterscheiden (vgl. Winnicott 1951, S. 23f.). So betont Searles,

that the human being is engaged, throughout his life span, in an unceasing struggle to differentiate himself increasingly fully, not only from his human, but also from his nonhuman environment, while developing, in proportion as he succeeds in these differentiations, an increasingly meaningful relatedness with the latter environment as well as with his fellow human beings (Searles 1960, S. 30).

Neben psychoanalytisch orientierten Autoren – Freud, Klein, Fairbairn, Balint, Mahler, Hartmann – bezieht sich der Ansatz von Searles auch auf die Entwicklungspsychologie von Piaget und die von Werner (1959), die beide eher den kognitiven Aspekt der Entwicklung betonen. Auch in der Entwicklungspsychologie von Werner wird eine frühkindliche Phase der Einheit mit der jeweils umgebenden nichtmenschlichen Umwelt angenommen („Synkretismus“). Diese Stellung in der Welt hat zur Folge, dass die Dinge der äußeren Welt „physiognomisch“ wahrgenommen beziehungsweise interpretiert werden. Bei Piaget werden diese Phänomene ähnlich beschrieben, allerdings mit dem Begriff Egozentrismus bezeichnet. Die „physiognomische Weltschau“ ist nach Werner ursprünglich gegeben.

[...] und zwar ist sie dies nicht etwa kraft einer anthropomorphen Beseelung der Natur, kraft eines durch Analogie vom Menschen auf die tote Umwelt übertragenen Lebenscharakters, sondern deshalb, weil die physiognomische Schau die eigentlich ursprüngliche Betrachtungsweise überhaupt ist, in der sich eine Scheidung zwischen toter und lebendiger Umwelt noch gar nicht vollzogen hat (Werner 1959, S.45f.).

Ein wichtiger Effekt der subjektiv empfundenen Einheit von Ich und Welt – um wieder auf die Begrifflichkeit von Searles zurückzukommen – ist, dass die Dinge der äußeren Welt im Lichte der emotionalen Bedürfnisse des Kindes gesehen (*Egomorphismus*) und entsprechend animistisch beziehungsweise anthropomorph interpretiert werden. Der von Werner so genannte Synkretismus wird uns im Kapitel über animistisches und anthropomorphes Denken bei Kindern wieder beschäftigen (siehe Kapitel 4); er ist nämlich ein Zug im kindlichen Denken und Fühlen, der gerade im Hinblick auf die lebendige Natur, vor allem in Bezug auf Tiere, doch auch, wie zu zeigen sein wird, in Bezug auf Pflanzen besonders auffällig ist.

Der kindliche Synkretismus oder Animismus ist also ein Phänomen, das im Zusammenhang damit gesehen und verstanden werden muss, dass das kleine Kind noch nicht zwischen sich selbst und der Umgebung klar unterscheiden kann. Diese relative Einheit wird durch kognitive und affektive Lernprozesse, durch Erfahrung mit der äußeren Realität zunehmend aufgehoben, wobei es allerdings (nach Searles) keine charakteristischen Phasen gibt, sondern eben eine zunehmende Differenzierung, an deren Ende die relativ (!) sichere Erkenntnis steht, dass man eine Identität als individueller Mensch im Unterschied zu anderen Menschen, Tieren, Pflanzen und unbelebten Gegenständen hat. Die Realität der Außenwelt als eigene Realität zu begreifen, ist also das Ergebnis dieser Differenzierung – ein Vorgang, der in seiner psychischen Tragweite gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. So bezeichnet es Erikson (1988, S. 121) auch als mehr oder weniger überraschend, dass Menschen die Gegebenheiten der Außenwelt erkennen und sie sogar in einen Zusammenhang bringen können. Albert Einstein bemerkte in einem ganz anderen Zusammenhang, ein körperliches Objekt zu begreifen bedeute, ihm eine reale Existenz zuzuschreiben. „Die Tatsache, daß die Welt der Sinneserfahrungen begreiflich ist, ist ein Wunder“ (Einstein 1954, zitiert nach Erikson 1988, S. 121).

2.2.2 Differenzierung und das Bedürfnis nach „Objekten“

Der Ausgangspunkt ist also folgender:

That is, if the infant is for a time unable to distinguish himself from his human environment, and unable to distinguish animate from inanimate in the outer world, then he presumably is similarly unable, for at least some time postnatally, to distinguish himself from his surrounding nonhuman (inanimate, plant, animal) environment, unable to be aware of the fact that he is living rather than inanimate, and a human creature rather than plant or animal (Searles 1960, S. 36).

Wie lange dieser Anfangszustand andauert, ist natürlich eine schwierige Frage. Die Angaben schwanken zwischen dem 2. und dem 5. Monat. Ich halte es auch für nicht unwahrscheinlich – vor allem angesichts der neueren psychoanalytisch orientierten systematischen Säuglingsbeobachtungen (Stern 1998) –, dass die angenommene Einheit eben nur der Ausgangspunkt ist und dass die Differenzierung eigentlich mit der ersten Erfahrung mit der Welt beginnt – und das ist der erste Lebenstag. Die Forschungen von Lichtenberg (1991) legen die Annahme nahe, dass es bereits in den ersten Lebensmonaten sowohl Gemeinsamkeits- als auch Getrennheitserlebnisse gibt. So müssen auch traditionelle Annahmen über eine sogenannte Reizschranke bei Neugeborenen als überholt bezeichnet werden (vgl. Esman 1991). Angesichts vielfältiger empirischer Befunde ist vielmehr anzunehmen, dass „das Neugeborene aktiv ist und versucht, sein

Ausgesetztsein an informative Aspekte seiner visuellen Welt zu optimieren“ (Emde/Robinson 1979, S. 86). Insofern verlangen Säuglinge geradezu nach äußeren Reizen und entsprechenden Objekten. Der Hunger nach Objekten (und zwar menschlichen und nichtmenschlichen) führt zumindest sehr früh dazu, sich den Gegenständen der äußeren Welt zuzuwenden (vgl. Eagle 1988, S.245f.). Nur ist eben diese frühe Differenzierung eine noch sehr unsichere. Der Prozess, Innen und Außen auseinanderzuhalten, beginnt also offenbar sehr früh und ist darüber hinaus auch eine lebenslange Aufgabe. So gibt es auch bei Erwachsenen noch „Rückfälle“, die Freud als ozeanisches Gefühl bezeichnet hat. Solche Zustände kennen wir aus Träumen, bisweilen auch bei Naturerlebnissen. Der Ausgangspunkt der subjektiv empfundenen Verbundenheit – von Einheit kann man wohl angesichts der neuen Forschungsbefunde nicht mehr sprechen – mit den Dingen wirkt also (unbewusst) ein Leben lang fort, auch wenn die Menschen in ihrem Bewusstsein längst ein differenzierendes Weltbild erlangt haben. Auch ältere Kinder und Erwachsene sind auf diese Weise mit der nichtmenschlichen Umwelt affektiv verbunden.

„At unconscious levels of concept formation, subjective oneness with that sector of the environment persists long after differentiation on a purely perceptual and conscious level has been effected.“ (Searles 1960, S. 37)

Da diese Differenzierung nicht nur eine affektive, sondern auch eine kognitive Aufgabe ist, setzt Searles diese Entwicklung zu fortschreitender Differenzierung in Beziehung zur der kognitiven Psychologie von Piaget. Danach vollzieht sich die Differenzierung in der frühen Kindheit vor allem auf der sensomotorischen Ebene. In der späteren Kindheit findet sie mittels innerer Repräsentanzen auf einer sprachlichen Ebene statt, und in der Adoleszenz vollzieht sie sich auf der Ebene formalen Denkens. Piaget entwickelt dabei einen Objektbegriff, der ausdrücklich und geradezu vor allem die nichtmenschliche Umwelt meint. Das „Objekt“ wird dabei als ein System von Wahrnehmungsbildern begriffen. Piaget (1978, S. 188) nimmt an, „daß das kindliche Denken von der Idee eines universellen Lebens als einer primären Idee ausgeht“. Die äußere Welt bildet aus der Sicht des Kindes insofern ein „Lebenskontinuum, in dem alle Körper mehr oder weniger Aktivität und Einsicht aufweisen“ (Piaget 1978, S. 190).

Die subjektiv empfundene Verbundenheit mit den Dingen kann auch Quelle verschiedener und zum Teil archaischer Ängste sein – ein Umstand, der die Regression in eben diesen Zustand nicht nur als ein ozeanisches Gefühl erscheinen lässt. Searles meint sogar, dass die potentielle Aktivierung solcher Ängste für (psychoanalytische) Forscher das Haupthindernis darstelle, sich überhaupt systematisch mit der Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt zu befassen. „We knew all too much of as infants, when the world around us seemed, oftentimes, comprised largely or even wholly of chaotically uncontrollable non-human elements“ (Searles 1960, S. 39).

Außerdem – und das ist sicherlich für eine Pädagogik, die die nichtmenschliche Umwelt mitreflektiert, außerordentlich interessant – ist die nichtmenschliche Umwelt nicht immer von der Art, dass sie die seelische Entwicklung fördert. Das wirft die Frage auf, welcher Art und Qualität die nichtmenschliche Umwelt zu sein hat, damit sie im Sinne von Winnicott eine haltende ist. Die Zerstörung der Umwelt oder das Fehlen von haltenden Umweltelementen – Bedingungen, unter denen viele Kinder aufwachsen – wird insofern sicherlich auch die seelische Entwicklung beeinflussen (siehe ausführlich hierzu Kapitel 5 und 14).

Kehren wir aber zunächst zurück zur fortschreitenden Differenzierung von Ich und Welt. Searles schließt sich der nicht ganz unproblematischen Annahme an, dass sich in der mensch-

lichen Ontogenese seine Phylogenese wiederhole. Er bezieht hier explizit auch die Entwicklung des Ichs ein und schreibt:

The development of the ego in the healthy human individual recapitulates the phylogenesis of the human race, it recapitulates, that is, the evolutionary history of the human race, from the beginnings of that history in an entirely inorganic world, proceeding through the phase of the appearance of the first elementary forms of living matter, and on through successively higher forms of life to the final triumphant emergence of the human form of animal life on this planet (Searles 1960, S. 40).

Diese Aufzählung ist deshalb für unseren Zusammenhang interessant, weil Searles daraus explizit einige Zustände als charakteristisch für die Entwicklung des menschlichen Ichs heraushebt: Die ersten Rudimente des menschlichen Ichs entsprechen danach dem völlig anorganischen, leblosen Zustand. Dann folgt eine Phase, in der sich das Ich zwar als belebt (im Unterschied zu lebloser Materie), aber noch nicht als menschlich erlebt. Erst später kommt dann das Bewusstsein seiner selbst als ein lebendiges, individuelles menschliches Wesen. Vor diesem Hintergrund bezeichnet Searles die zeitweilige Rückkehr zu ontogenetischen Stufen, in denen die subjektiv erlebte Einheit noch dominanter war als im erwachsenen Leben, als „phylogenetische Regression“.

Als Stütze für die Annahme, dass Menschen in ihrer individuellen Entwicklung auch psychisch phylogenetisch frühere Stufen durchlaufen, führt Searles einige mythologische Beispiele aus Griechenland, Mexiko und totemistischen indianischen Kulturen an. Es zeigt sich dabei, dass in vielen Mythen die Grenze von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt fließend war: Menschen konnten in Steine, Bäume oder Tiere verwandelt werden und umgekehrt. Inwieweit die frühen Mythen der Menschheitsgeschichte freilich auch Aufschluss geben über die frühen Entwicklungsstufen des Ichs, mag hier offenbleiben. Immerhin fällt jedoch die relative Austauschbarkeit oder jedenfalls Unabgegrenztheit von Mensch und nichtmenschlicher Umwelt in vielen mythischen Überlieferungen auf. Ein Beispiel hierfür ist der griechische Mythos von Deukalion und Pyrrha, bei dem in der Tat aus anorganischer Materie – aus Steinen – Menschen entstehen. Das Ende dieses Mythos sei in der Erzählweise von Gustav Schwab zitiert:

Da ereignete sich ein großes Wunder: das Gestein begann seine Härtigkeit und Spröde abzulegen, wurde geschmeidig, wuchs, gewann eine Gestalt; menschliche Formen traten an ihm hervor. [...] Was jedoch an den Steinen Feuchtes oder Erdiges war, das wurde zu Fleisch an dem Körper; das Unbeugsame, Feste ward in Knochen verwandelt; das Geäder in den Steinen blieb Geäder. [...] Diesen seinen Ursprung verleugnet das menschliche Geschlecht nicht, es ist ein hartes Geschlecht und tauglich zur Arbeit. Jeden Augenblick erinnert es daran, aus welchem Stamm es erwachsen ist (Schwab 1837, S. 17).

Trevett (1957) begreift Schöpfungsmythen weniger als jeweils historisch entstandene Annahmen über die Welt- und Menschentstehung, sondern eher als (symbolischen) Ausdruck der ersten (ontogenetischen) Schritte der Ich-Entwicklung und auch der Entwicklung der Bewusstheit hinsichtlich der umgebenden Welt. In einem Vergleich verschiedenster Schöpfungsmythen kommt Trevett zu ähnlichen Aussagen wie Searles: Das Kind erfahre sich zunächst (als erste Differenzierung) als lebendig und dadurch von allen unbelebten Dingen der Umgebung als

unterschieden; die Differenzierung schreite dann fort, indem sich das Kind als Mensch erfahre und sich somit von anderen Lebensformen unterscheide; die letzte Stufe der Differenzierung ist dann das Bewusstsein eines lebendigen menschlichen Individuums, das sich von anderen Menschen, insbesondere von der Mutter unterscheidet.

Nicht nur anhand archaischer Mythen lassen sich solche Feststellungen treffen, auch ein Blick in viele Kindermärchen ergibt ein ähnliches Bild. Menschen können sich in Tiere verwandeln und umgekehrt; der Unterschied zwischen tot und lebendig ist fließend und umkehrbar (siehe Kapitel 13); leblose Puppen (zum Beispiel Pinocchio) können zu Menschen werden.

Ein weiteres Argument für die psychische Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt sind die Träume. In Träumen kommen nichtmenschliche Elemente weit häufiger vor als menschliche: Gegenstände, Landschaften, Häuser, Tiere, Pflanzen usw. Auch wenn diese Elemente natürlich verstanden werden können als Symbole oder Projektionen menschlicher Gefühle oder Gedanken, zeigt doch die Häufigkeit von nichtmenschlichen Elementen die Bedeutung, die die nichtmenschliche Umwelt zumindest im Unbewussten hat. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine vergleichende Analyse von 800 Träumen (Boss 1958), die die nichtmenschlichen Traumelemente (unbelebte Objekte, verschiedene Pflanzen, Tiere, Landschaften) im einzelnen und vor allem in ihrer Sukzession im Verlaufe einer psychoanalytischen Behandlung zum Gegenstand hat. Während der Träumer, dessen Träume Boss untersucht hat, zu Beginn der Analyse überwiegend von unbelebten Gegenständen träumte, waren die Traumelemente später auch Pflanzen und Tiere, schließlich gegen Ende der Analyse auch menschliche Objekte. Insgesamt ist diese Studie als eine bemerkenswerte Stütze für die These von der phylogenetischen Regression zu betrachten.

Interessant sind auch Isolationsexperimente, bei denen Versuchspersonen von allen Umweltstimuli ferngehalten wurden, und zwar von menschlichen und nichtmenschlichen. Dabei ist auffällig, wie schnell die Versuchspersonen angesichts des Fehlens vor allem der nichtmenschlichen Umwelt dekomensieren. Jedenfalls scheint im Vergleich zu Menschen, die beispielsweise schiffsbrüchig wurden und insofern menschliche Objekte sehr lange entbehrten, das Fehlen gegenständlicher beziehungsweise nichtmenschlicher Umwelt eher noch verheerendere Auswirkungen auf die menschliche Psyche zu haben. In diesem Zusammenhang ist die ichpsychologische Position interessant, dass es zum Aufbau von Ichstrukturen eine Stimulusnahrung geben und dass diese eben auch nichtmenschlicher Natur sein müsse. Rapaport (1958) zeigte, dass das sich entwickelnde Ich neben kontinuierlichen Bezugspersonen auch der gegenständlichen Reiznahrung bedarf, wobei er von systematischen Beobachtungen berichtet, wonach Ichfunktionen durch sensorische Deprivation außer Kraft gesetzt wurden (vgl. Bexton u.a. 1954).

Der Ursprung der psychischen Entwicklung wird also von Searles als eine subjektiv erlebte Einheit auch mit den Dingen der Welt aufgefasst, aus der sich die Menschen gewissermaßen befreien, indem Ich und Welt zunehmend getrennt werden. Diese Unterscheidung macht es möglich, sich in der Welt zielgerichtet auf spezifisch menschliche Weise (nämlich als ein Gegenüber der Natur) zu verhalten. So ist die charakteristische dialektische Doppelstellung des Menschen als Teil und Gegenüber der Natur auch psychisch – und zwar von Anfang an – wirksam: So sehr die potentielle Verbundenheit mit den Objekten auch als ozeanisch oder paradiesisch erscheinen oder auch verklärt werden mag, die Differenzierung und Separation gehört von Anfang an zu den Bedingungen der psychischen Entwicklung (Stern 1998). Jedoch gilt angesichts der angesprochenen Dialektik im selben Maße auch die Komplementäraussage: So sehr das Kind und auch der Erwachsene sich die Welt der Objekte gegenüberstellt, er bleibt doch auch immer

mit ihnen verbunden; es bleibt, wie Searles es formuliert, eine grundlegende Verwandtschaft mit den Dingen bestehen. So kommt es, dass

The personality of the healthy human adult in our culture cannot be considered entirely apart from the individual's car, his home, his clothing and all his manifold other material possessions, nor apart from the particular skills which he possesses in dealing with his nonhuman environment (whether in his daily work or in his hobbies), nor apart from his animal pets, and so on. It is clear enough to every one, I think, that all these are, in a very real sense, ingredients of the human individual's personality in our culture (Searles 1960, S. 55).

Wie bereits angedeutet, stützt Searles seine Ausführungen auf Material, das er bei der Behandlung von Psychotikern gewonnen hat. Bei ihnen lassen sich nämlich die phylogenetischen Regressionen bis zur Stufe von lebloser Materie beobachten. Jedoch gibt es diese Regressionen nicht nur bei Psychotikern. Die ursprüngliche seelische Verbundenheit mit der nichtmenschlichen Umwelt macht sich auch bei normalen Menschen zum Beispiel in folgenden Gefühlen, Phantasien, Träumen oder Ängsten bemerkbar:

- Das Gefühl, dass bestimmte Elemente der nichtmenschlichen Umgebung als Teil des eigenen Selbst behandelt werden.
- Die Überzeugung, dass einem tierischen oder auch unbelebten Objekt mehr Aufmerksamkeit und Liebe geschenkt wird als einem selbst.
- Die Angst, nicht menschlich zu sein, und die Angst, als solches ertappt zu werden.
- Der Wunsch, nichtmenschlich zu werden.
- Die Erfahrung, einen anderen Menschen zu behandeln, als wäre er ein Tier oder ein unbelebtes Ding.

Es ist sehr wichtig zu betonen, dass solche Gefühle, solche „phylogenetischen Regressionen“ keineswegs pathologisch sind. Im Gegenteil: Wenn sie nicht fixiert sind, entlasten sie geradezu das Individuum von der Anstrengung, ständig Ich und Welt getrennt halten zu müssen. Solche temporären Zustände können insofern auch eine emotionale Erholung vom interpersonellen Leben sein. Dass die Zuwendung zur nichtmenschlichen Umwelt einen solchen erholsamen Effekt hat, wird – ohne Bezugnahme auf derartige Überlegungen – sicherlich bei der Konzeption von Erholungsgebieten oder Kurregionen genutzt. Auf diesen Aspekt der Umwelt als Quelle des Wohlbefindens, geradezu der Gesundheit, wird im Hinblick auf die Natur in Kapitel 7 noch genauer eingegangen.

Winnicott übrigens meint, dass auch die Übergangsobjekte (Teddybären, Bettzipfel, Haustierte u.ä.) u.a. eben diese erholsame Funktion haben (siehe ausführlich Kapitel 2.4). Der Bereich der Übergangsobjekte, der ja theoretisch von Winnicott ganz bewusst in einem tertiären, paradoxen Bereich zwischen innerer und äußerer Realität angesiedelt ist, ist nämlich eine Sphäre, „in der das Individuum ausruhen darf von der lebenslänglichen menschlichen Aufgabe, innere und äußere Realität voneinander getrennt und doch in wechselseitiger Verbindung zu halten“ (Winnicott 1951, S. 11).

2.2.3 Die Situation bei Erwachsenen

Für unseren Zusammenhang würde es ausreichen, die Bedeutung der nichtmenschlichen Umwelt für die kindliche Entwicklung zu bedenken. Searles bezieht jedoch darüber hinausgehend auch noch die Verhältnisse bei Erwachsenen und vor allem bei psychotischen Patienten mit ein, wobei er reichhaltiges Fallmaterial vorlegt. Der Vollständigkeit halber seien diese Befunde kurz zusammengefasst:

Die nichtmenschliche Umwelt bietet auch dem Erwachsenen eine zentrale emotionale Orientierung, eine feste Insel angesichts der ständig wechselnden Umstände des täglichen Lebens. Das Gefühl der „Verwandtheit“ mit der nichtmenschlichen Umwelt ermöglicht eine zentrale emotionale Orientierung; es nährt sich aus der als Kind empfundenen Einheit zwischen Mensch und allen Elementen der nichtmenschlichen Umwelt und es umfasst und ermöglicht darüber hinaus geradezu ein Gefühl für die eigene menschliche Individualität. Auch wenn wir mit der Umwelt über das Gefühl der Verwandtheit verbunden sind, so gibt es doch ein klares Gespür dafür, dass wir nicht eins sind mit ihr. Der Mensch weiß, dass er unwiderruflich und irreversibel eben ein Mensch ist und insofern auch der nichtmenschlichen Umwelt gegenüber steht. So ist das Gefühl der Verwandtheit nicht zu verwechseln mit irgendeiner mystischen Erfahrung. Im Gegenteil: Die reife Form der Beziehung zur nichtmenschlichen Umwelt, das Gefühl der Verwandtheit, setzt die beschriebene Differenzierung, die Getrenntheit voraus. In dem Gefühl der Verwandtheit, das eben die Trennung notwendig voraussetzt, fühlt der Mensch sehr wohl eine reale und auch enge Verwandtschaft mit den Dingen und mit der Natur, verliert dabei jedoch nicht das Bewusstsein seiner eigenen menschlichen Identität.

So findet – darauf ist bereits hingewiesen worden – die Doppelstellung des Menschen in der Welt als Teil und Gegenüber der Natur eine psychische Entsprechung, die freilich ständig aufrechterhalten werden muss, was ein anstrengendes Geschäft ist und einen grundlegenden Konflikt in sich birgt:

[...] man,s sense of inner conflict concerning his awareness that he is a part of Nature and yet apart from all the rest of nonhuman Nature; and the two great ingredients of this inner conflict man,s yearning to become wholly at one with his nonhuman environment, and his contrasting anxiety lest he become so and thus lose his own unique humanness. It seems inevitable that the human being – even the mature human being – will experience varied and conflictual feelings about his nonhuman environment, for mankind,s position in regard to this environment is existentially – innately – a conflictual position. He is grounded in Nature, and yet is unbridgeably apart from it (Searles 1960, S. 104).

Wenn auch auf diese Weise die Stellung des Menschen im Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt prinzipiell konfliktreich ist, so gibt es doch eine Reihe von psychologischen Gewinnen, die aus einer reichen und nahen Beziehung zur nichtmenschlichen Umwelt erwachsen, wobei Searles vor allem die Beziehung zur lebendigen Natur heraushebt:

1. Die Linderung von verschiedenen schmerzhaften und angstbesetzten Gefühlszuständen.
2. Die Förderung der Selbstverwirklichung.
3. Vertiefung des Realitätsgefühls.
4. Unterstützung der Wertschätzung und positiven Einstellung zu den Mitmenschen.

Die Möglichkeit der Linderung angstbesetzter Gefühle hängt damit zusammen, dass die erwähnte Verwandtheit dazu beitragen kann, die existentielle Einsamkeit des Menschen im Universum zu ertragen.

Further, it alleviates his fear of death. It helps him, also, to find a sense of peace, a sense of stability, of continuity, and of certainty. Finally, still in much the same general vein, it counteracts feelings of worthlessness and insignificance (Searles 1960, S. 122).

Der Sinn für die Verwandtheit – verbunden mit tätiger Aktivität in der Umwelt – kann sowohl das Gefühl für die umgebende Realität als auch die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zumindest unterstützen.

That is, it helps him to gain a deeper sense of personal identity, of individuality; it helps him to develop his creative capacities; and it helps him to gain a fuller realization of the extent of his abilities and of the limitations upon those abilities (Searles 1960, S. 127).

Searles beschäftigt sich im eigentlichen Hauptteil seines Buches mit dem Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt bei neurotischen und vor allem psychotischen Patienten und präsentiert dabei sehr vielfältiges Fallmaterial, das allerdings in unserem Zusammenhang nicht so sehr interessiert. Zusammengefasst lässt sich das pathologische Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt folgendermaßen charakterisieren: Vor allem psychotische Menschen tendieren dazu, auf eine sehr frühe Stufe der Selbst-Umwelt-Beziehung zu regredieren, auf der noch keine klare Trennung zwischen Selbst und nichtmenschlicher Umwelt vollzogen ist. Diese „phylogenetische Regression“ ist bei solchen Patienten fixiert und führt zu ausgeprägten Wahrnehmungsstörungen und auch zu Problemen mit der menschlichen Umwelt. Diese Menschen sind oft unfähig, zwischen sich selbst und der nichtmenschlichen Umwelt zu differenzieren; sie haben auch oft Angst, nichtmenschlich zu werden oder bereits zu sein und als solche entlarvt zu werden; sie wünschen sich bisweilen, nichtmenschlich zu werden, um so unlustvollen Gefühlszuständen (Angst vor dem Tod, Angst vor Verantwortung, Einsamkeit, Schuldgefühlen usw.) zu entgehen, oder auch, um einen besonders erstrebenswerten Zustand zu erreichen. Bisweilen werden auch Menschen wie nichtmenschliche Objekte behandelt und auch umgekehrt wird mit nichtmenschlichen Objekten so umgegangen, als seien sie menschliche Wesen.

Wie bereits ausgeführt, sind natürlich solche Zustände auch bei sogenannten „Normalen“ zu beobachten, ja sie haben sogar als ein Bestandteil jeder gesunden Persönlichkeit eine stabilisierende Funktion. Insofern sind die Grenzen, was das Verhältnis zur nichtmenschlichen Umwelt angeht, im normalen und pathologischen Verlauf fließend. So wäre ein psychisches Verhältnis zur Umwelt, das so starre Grenzen zwischen Selbst und Welt errichtet hat, dass gar keine Verbundenheitserlebnisse mit der Umwelt mehr möglich wären, zumindest ebenfalls problematisch.

2.3 Der Mensch als „animal symbolicum“

Ernst Cassirer hat den Menschen als „animal symbolicum“ bezeichnet, wonach alle Formen menschlicher Weltwahrnehmung Akte symbolischer Sinngebungen sind. Der menschliche

Weltbezug, der Bezug zur nichtmenschlichen wie menschlichen Umwelt ist danach notwendig ein symbolischer. Der zentrale Begriff der Cassirerschen Semiotik ist der der „symbolischen Form“. Darunter „soll jene Energie des Geistes verstanden werden, durch welche ein geistiger Bedeutungsgehalt an ein konkretes sinnliches Zeichen geknüpft und diesem Zeichen innerlich zugeeignet wird“ (Cassirer 1969, S. 175). Cassirer bezieht sich auf den Umweltbegriff von Uexküll (1928). Danach sind Tiere perfekt über den „Funktionskreis“ von „Merknetz“ und „Wirknetz“ in ihre jeweilige Umwelt eingepasst. Beim Menschen allerdings erhält die Umwelt eine neue Dimension:

Der Mensch hat gleichsam eine neue Methode entdeckt, sich an seine Umgebung anzupassen. Zwischen dem Merknetz und dem Wirknetz, die uns bei allen Tierarten begegnen, finden wir beim Menschen ein drittes Verbindungsglied, das wir als ‚Symbolnetz, oder Symbolsystem bezeichnen können. Diese eigentümliche Leistung verwandelt sein gesamtes Dasein. ... Es gibt indessen kein Mittel gegen diese Umkehrung der natürlichen Ordnung. Der Mensch entkommt dieser seiner Erfindung nicht. ... Er lebt nicht mehr in einem bloß physikalischen, sondern in einem symbolischen Universum (Cassirer 1996, S. 49 f.).

Die Umwelt des Menschen ist ein Symbolsystem. Für den Bezug des Menschen zu den äußeren Dingen ist das ein folgenschwerer Gedanke: Zwischen Ich und Welt, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Innen und Außen gibt es einen dritten Bereich, der vermittelnd den Kontakt herstellt. Damit wird sowohl Subjektivität als auch Objektivität konstituiert. Dies wird grundlegend auch die Beziehung des Menschen zur Natur beeinflussen. Die nichtmenschliche Umwelt, die Natur, ist nie nur das äußere Phänomen, sondern immer auch ein mit (subjektiver) Bedeutung aufgeladenes Symbolsystem (siehe Kapitel 4. 5).

Blumenberg zufolge ist der Mensch existentiell geradezu darauf angewiesen, sich auf diese Weise von der Welt, auch von der Natur, zu distanzieren. Danach kann der Mensch nur auf eine Weise existieren, nämlich „indem (er) sich nicht unmittelbar mit dieser Wirklichkeit einläßt“ (Blumenberg 1971, S. 115). Die Welt, in der wir leben, ist eine kulturell geschaffene Symbolwelt, ein Amalgam aus äußerer und innerer Welt.

Der menschliche Wirklichkeitsbezug ist indirekt, umständlich, verzögert, selektiv und vor allem ‚metaphorisch‘. ... Der metaphorische Umweg, von dem thematischen Gegenstand weg auf einen anderen zu blicken ..., nimmt das Gegebene als das Fremde, das Andere als das vertrauter und handlicher Verfügbare. ... Das animal symbolicum beherrscht die ihm genuin tödliche Wirklichkeit, indem es sie vertreten läßt; es sieht weg von dem, was ihm unheimlich ist, auf das, was ihm vertraut ist (Blumenberg 1971, S. 115f.).

Das Verhältnis zur Welt ist kein unmittelbares, sondern ein durch Symbole gewissermaßen geschütztes und vermitteltes. Unser Bezug zur Welt ebenso wie unsere Möglichkeit von Erkenntnis von Welt wird durch Metaphern ermöglicht und zugleich prinzipiell begrenzt. Es sind nie die Dinge der Welt, die unmittelbar zu uns sprechen, stets sind es unsere metaphorischen Deutungsmuster, die die Welt auf eine menschliche Weise zu verstehen suchen. „Nicht die Dinge selbst beunruhigen den Menschen, sondern die Meinungen über die Dinge“, sagt der römische Philosoph Epiktet.

„Was ist also Wahrheit?“, fragt Friedrich Nietzsche in seinem gern und oft kolportierten Essay „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne.“

Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden, und die nach langem Gebrauche einem Volke fest, canonisch und verbindlich dünken: Die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, dass sie welche sind; Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben und nun als Metall, nicht mehr als Münzen in Betracht kommen (Nietzsche 1873, S. 374f.).

Nietzsche geht also von der prinzipiellen Metaphorizität des menschlichen Natur- und Weltbezuges aus und kritisiert dies zugleich als eine Art kollektive Lüge „nach einer festen Conventi-on“ (a.a.O.). Bei genauerem Hinsehen (vgl. Keil 1993) zeigt sich allerdings, dass diese harsche Kritik vor allem dem Umstand gilt, dass der Mensch vergessen habe, „das es so mit ihm steht“ (a.a.O.). Insofern mahnt uns Nietzsche, den notwendig mittelbaren Weltbezug nicht zu verleugnen, denn „alle Weltconstructionen“ – so Nietzsche (1872/73, S. 47) – seien „Anthropomorphismen“ und die Philosophie sei „die Fortsetzung des Triebes, mit dem wir fortwährend, durch anthropomorphische Illusionen, mit der Natur verkehren“ (Nietzsche 1872/73, S. 51).

Genauso, wie das Verständnis der äußeren Welt ein symbolisches ist und damit die Möglichkeit von Erkenntnis begrenzt und relativiert, ist auch das Verständnis des eigenen Selbst notwendig symbolisch. So wirkt die äußere Welt gleichsam als ein Metaphernvorrat, der in Symbolisierungsprozessen ein Selbstverständnis des Menschen ermöglicht und begleitet. Die Computermetapher des menschlichen Geistes, „the candle in the wind“, Verwurzelung oder Entwurzelung, Schlange als Verführerin, agnus dei, dass der Mensch dem Menschen ein Wolf sei – solche beliebig zu ergänzenden Beispiele verweisen auf je unterschiedliche Lebenswelten, die auf symbolische, jetzt allerdings physiomorphe und auch technomorphe Weise Deutungsmuster für das menschliche Selbstverständnis bereitstellen. In den einzelnen Abschnitten dieses Buches wird sich zeigen, dass und wie die Natur in der Tat Metaphern für Selbstdeutungen bereit stellt, dass Pflanzen und Tiere oft in Form von anthropomorpher Symbolisierung als Ausdruck von subjektiven Sinnentwürfen interpretiert werden können.

So ist es nicht gleichgültig, in welcher Umwelt wir leben. Auch die nichtmenschliche Umwelt, die Dinge, haben über Symbolisierungsprozesse eine psychodynamische Bedeutung, ein Gedanke, der pädagogisch höchst bedeutsam ist: Psychische Entwicklung und auch Erziehung geschieht nicht nur innerhalb der Beziehung zwischen Menschen. Auch die Art und Qualität der Dinge unserer Umwelt sind bedeutsam. Das betrifft die Naturumgebung ebenso wie die Wohnumgebung, die Schulhausarchitektur (Gebhard 1997) ebenso wie die Art des Spielzeugs.

Da die Symbolschicht als ein dritter Bereich zu denken ist, als ein Zwischenbereich des Übergangs zwischen Ich und Welt, ist es auch folgerichtig, dass Symbolisierungsprozesse ihr Material sowohl aus der äußeren Natur (physiomorphe Symbole) als auch aus dem Ich (anthropomorphe Symbole) entnehmen. Selbstverständlich bedingen sich die physiomorphen und anthropomorphen Symbole und Deutungsmuster gegenseitig; die Frage nach Henne und Ei ist auch hier unbeantwortbar. Das, was wir als Natursymbole im Kontext physiomorpher Deutungsmuster als Grundlage unseres Selbstverständnisses nehmen, entspringt natürlich zugleich anthropomorphen Projektionen und umgekehrt. Keil (1993) spricht in diesem Zusammenhang von einem anthropomorph-physiomorphen Paradox. Im übrigen lassen sich die zwei zentralen kognitiven Schemata der Metapherntheorie der kognitiven Linguistik (Lakoff/Johnson 1998) in dieses Muster einordnen: Die metaphorische Strategie der Verräumlichung von abstrakten Vorstellungen wäre in diesem Kontext eine physiomorphe Metaphorik (Entwicklung als „Le-

bensweg“, die Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen), die Strategie des „embodiment“ eine anthropomorphe Metaphorik. Vor allem die Nutzung des eigenen Körpers als Bedeutungsspender ist bei Lakoff und Johnson zentral. Danach beginnt alles Verständnis der äußeren Welt beim eigenen Körper und bei konkreten Sinneswahrnehmungen.

Die Symbolisierung ist also eine ernsthafte Angelegenheit, da durch Symbole menschliches Leben erst als ein sinnvolles erlebt und interpretiert werden kann. „Wer auch immer denkt, strukturiert den Kosmos seines Bedeutungsuniversums durch Metaphern“ (Lakoff/Johnson 1998, S. 7). So haben auch gemäß empirischen Befunden aus der Psychotherapieforschung Symbole die Funktion, Sinnstrukturen zu konstituieren (Buchholz 1996). Es gibt einen Zusammenhang von psychischer Gesundheit und dem Reichtum an symbolischen Bildern. Die nackten Fakten und Erklärungen der Welt stiften noch keinen Sinn, wohl aber deren persönliche Aneignung.

Durch Metaphern kann einer an sich unbegreiflichen Welt Sinn verliehen werden. Bilder, die uns vertraut sind, die gewohnten Kontexten entstammen, können somit Unsicherheit reduzieren. Die Analyse von Metaphern hat die Aufgabe, „an die Substruktur des Denkens heranzukommen, an den Urgrund, die Nährlösung der systematischen Kristallisationen“ (Blumenberg 1998, S. 13). Symbolsierungen sind somit nicht Realitätsverkennungen oder -verzerrungen, wie es die frühe Psychoanalyse noch angenommen hat (siehe unten), sondern im Gegenteil „Modelle in pragmatischer Funktion“ (Blumenberg 1998, S. 11) zur sinnhaften Orientierung in der Realität einerseits und zugleich zur Strukturierung der Realität andererseits. Die Metapher von der „Lesbarkeit der Welt“ trifft eben diesen Aspekt, nämlich den Wunsch,

... die Welt möge sich in anderer Weise als der bloßen Wahrnehmung und sogar der exakten Vorhersagbarkeit ihrer Erscheinungen zugänglich erweisen: im Aggregatzustand der ‚Lesbarkeit‘, als ein Ganzes von Natur, Leben und Geschichte sinnspendend sich erschließen (Blumenberg 1981, S. 10).

Dieser Wunsch als Inbegriff des „Sinnverlangens an die Realität“ ist Grundlage und Motor für Religion, Kultur und aufgeklärte Wissenschaft. Blumenberg verfolgt diesen Wunsch von der griechischen Kosmogonie und dem biblischen Weltverständnis, über Goethes Naturauffassung bis hin zur modernen Biologie, dem genetischen Code. Die Lesbarkeit der Welt erweist sich dabei als eine Konkretisierung des menschlichen Bedürfnisses, die Welt und die Natur mit Bedeutung und Sinn zu versehen und sie so zu verstehen. Die „Lesbarkeit“ ist natürlich ihrerseits eine Metapher. Sie zeigt an, dass das Lesen der Welt nicht in der Sprache der Welt erfolgt, sondern gemäß den Metaphern, den Bildern, den Welt-Bildern des Menschen. Durch Metaphern kann zwar die Welt gelesen werden, aber die jeweiligen Bilder strukturieren die Phänomene und Gegenstände vor. In der Metapher verbinden sich eben Ich- und Welt-Anteile, es ist der Bezug zur Welt, der in den Metapher verdichtet ist – und das in historischen und kulturellen Spielarten. Metaphern organisieren auf diese Weise als Deutungsmuster die Aneignung von Welt. So kann die Welt vertraut werden, nicht zuletzt, weil wir uns in ihr wiederfinden können. Durch Metaphern finden wir einerseits einen Zugang zu den Dingen der Welt, andererseits zeigt der metaphorische Charakter unseres Weltbezugs an, dass wir keinen unmittelbaren Zugang zu den Dingen haben. Mit Cassirer gehe ich also davon aus,

... daß ‚Ich‘ und ‚Du‘ nicht fertige Gegebenheiten sind, die durch die Wirkung, die sie aufeinander ausüben, die Formen der Kultur erschaffen. Es zeigt sich vielmehr, daß in diesen (symbolischen) Formen und kraft ihrer die beiden Sphären, die Welt des ‚Ich‘ und die des ‚Du‘, sich erst konstituieren. Es gibt nicht ein festes, in sich geschlossenes